

Erstes Kapitel
(Vier Jahre später)

Asche über dem Feld des Friedens

*Du hast größere Chancen, einen Krieg zu gewinnen,
wenn Du Deinen Freund angreifst und nicht Deinen Feind.*

(Luci Diamond)

Luci Diamonds Vorstellung von einem Verbrechen unterschied sich deutlich von der seiner zahlreichen Feinde. Bei einer Tat in seinem noch jungen Leben widersprach er ihnen jedoch nicht; denn er hatte seinen Freund getötet. Und die Erinnerung an diesen Mord sollte seine Seele noch bis an sein Lebensende quälen.

Allein saß der Hochelf aus Shalasarrh in seinem Thronsaal, reglos und mit geschlossenen Augen über diesem verhängnisvollen Ereignis grübelnd. Wie Blitzlichter des Zeus stießen seine Gedanken aus dunklen Gewitterwolken hinab und zuckten über die Szenen einer grausamen Schlacht. Er sah Gedärm aus aufgeschlitzten Kettenhemden quellen, sah abgerissene Köpfe, entstellte, schreckensverzerrte Fratzen, die dort lagen in einem dampfenden Sumpf aus Blut und Fleisch. Er sah weit aufgerissene Mäuler, die Schmerzensqualen hinausstießen oder ihren Triumph, wenn ein Feind mit scharfem Stahl in seinem Fleisch zusammenbrach; sein letzter Aufschrei zu einem Gurgeln erstickt, da Blut in seine Kehle rann. Er sah dieses Blut spritzen. Dunkles Rot färbte die grausamen Gemälde in seinem Geist. Von fern grollte Donner über das Schlachtfeld. Stahl klirrte und mischte sich mit dem Brüllen, das den von Todesangst geschnürten Kehlen Luft verschaffte. Er roch den sauren Gestank der Toten.

Luci Diamond sah die Augen des Zwergenregenten Thor, der sein bester Freund war und der mit seinem Zwergen-Clan die Felsenheimat gegen das anstürmende Elfen- und Menschenheer aus Rubin verteidigte. Weder Entsetzen noch Furcht prägten Thors Angesicht. Einzig der Wille, sein Leben zu verteidigen, blitzte unter dem rostigen Stahlhelm und unter einer dunklen Blutkruste hervor.

Denn beide wussten, dass sie nur Sklaven des Schicksals waren.

Als Luci Thor tötete, wollte er noch rufen: *Tut mir leid Freund. Es ist nicht mein Wille*, doch er schwieg. Mit einem letzten, kraftvoll geführten Stoß seines Schwertes spießte Luci Diamond seinen Zwergenfreund auf. „Hölle, hier ist dein Sieg!“, hörte er sich noch brüllen und bohrte die Klinge tiefer. Der schmale Elfenstahl ragte wie ein Stachel des Todes aus Thors Rücken, als der Zwerg röchelnd in Lucis Armen zusammenbrach. Zwergenblut brodelte aus Thors Mund

und bespritzte ein fein gezeichnetes Elfenantlitz; Zwergenblut, das auch Freundesblut war.

Es waren diese Szenen des Grauens, die sich in Luci Diamonds Geist gebrannt hatten und die selbst die Gesandten des Bösen beschämen mussten. Und sie kamen wieder, diese Gedanken, jede Nacht. Doch was er noch nicht ahnen konnte: Schon bald würden diese Erinnerungen sich wie Balsam auf seine geschundene Seele legen, verglichen mit den Erfahrungen, die die Zukunft für ihn bereit hielt.

Der Gott der Hochelfen, Corellon Larethian, hatte ihn damals zu dieser Übeltat gezwungen, zu morden seinen eigenen Freund. So behauptete Luci Diamond jedenfalls, denn beweisen konnte er seine Begegnung mit Correlon Larethian nicht. Es gehörte viel Mut dazu, auf Ithaka eine solche Behauptung zu vertreten. Aus des Elfen Munde aber klang sie besonders lächerlich. Wohl jeder traute ihm den Mord an einem Freunde auch aus eigenem Antrieb zu. Luci Diamond tröstete sich mit der Frage, ob die Götter das Handeln der Menschen tatsächlich bestimmten oder ob sie selbst nur geschmiedete Eisen des Schicksals waren oder gar Marionetten einer noch höheren Macht? Seit jenem verderbten Tage jedenfalls, da Luci Diamond die Felsenheimat erobert und seinen alten Freund umgebracht hatte, schien die Sonne nicht mehr ganz so hell in dem Leben des jungen Hochelfen aus Shalasarrh.

Aus der Sicht anderer erschien der Mord an dem Zwergenregenten Thor noch als eher harmloser Anlass für die Dunkelheit in Luci Diamonds Seele. Der Hochelf aus Shalasarrh galt als kaltherzig, skrupellos, ohne Gnade, ohne Furcht und ohne Gewissen, wenn es darum ging, Kriege zu gewinnen, seine Macht zu erweitern und seine Ideale durchzusetzen; zum Wohle des Volkes verstand sich. Auch Verrat scheute der König Rubins nicht. Noch vor einem Jahr kreuzten goldbeladene Kriegsschiffe die Rubinische See mit dem Tribut an Bord, den er seinem damaligen Lehnsherrn, dem Kaiser von Mauront, schuldete. Nun ist es ruhig geworden auf den Handelsrouten zwischen den beiden Reichen, nachdem der Rubinkönig seine eigene Unabhängigkeit ausgerufen und sich von Mauront abgespalten hatte. Und das zu einem Zeitpunkt, da ihn sein einstiger Herrscher in einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Erbfeind Atlantis mehr gebraucht hätte denn je.

Von diesen Geschichten erzählte man sich viele. Luci Diamond verstand es hervorragend, immer dann zuzuschlagen, wenn seine Gegner am Boden lagen. Seine Feinde waren entmachtete Herrscher und die kümmerlichen Reste zerschlagener, ehemals einflussreicher Adelsfamilien.

Das Rubinvolk hingegen liebte seinen Herrscher. Es war geradezu aufgeblüht, nachdem ihr König den Scherbenhaufen rivalisierender Länder in einem

berauschenden Feldzug zusammengeführt hatte. Inzwischen war Rubin zu einer zivilisierten Nation zusammengewachsen. Das Bildungssystem war gut entwickelt und nicht nur den Privilegierten vorbehalten. Der König finanzierte Schulen, an denen die Kinder des Dienstpersonals auf der gleichen Bank saßen wie der Nachwuchs der Gutsherren. In den rubinischen Kampfschulen quälten sich junge Kämpfer, um eines Tages den Titel „Agonischer Großmeister“ zu erreichen. Priester behandelten in ihren öffentlich zugänglichen Kathedralen die Krankheiten auch ärmlicher Bevölkerungsschichten. Magie, Kampf und Glaube an die Schweigenden Götter; Luci Diamond verstand es, sein Reich mit den richtigen Preisen ithakischer Mächte zu würzen.

Luci Diamond kämpfte für das Gute, scheute aber die Werkzeuge des Bösen dafür nicht.

Und stets, wenn er einen Krieg gewann, sorgte er zuerst für das Wohl des geschlagenen Volkes. Seine Feinde hassten ihn dafür umso mehr, denn der Rubinkönig war auch ein strahlender Held, ein triumphaler Feldherr, der bisher jedes Schlachtfeld siegreich verlassen hatte. Er war ein glühendes Vorbild für viele, und doch war er auch ein Verräter und ein Freundestöter.

Seit einem Jahr nun herrschte Frieden, und die Asche vieler Kriege war gerade verweht, als Rubin sich zu einem neuen Krieg rüstete gegen das atlantische Königreich Norwar. Und dies war auch der Grund, warum den König an diesem einsamen Abend die Gedanken an die Felsenschlacht und seinen Mord an Thor besonders heftig quälten.

Lord Hawk Aplerger von Taurus regierte ein Protektorat in Norwar. Lord Hawk Aplerger von Taurus war auch der Blutsbruder seines Warlords Max-Mordokhai. Und beiden war Luci Diamond verbunden, wie es am besten mit der Bande zwischen Vater und Sohn zu beschreiben war. Luci Diamond hatte Hawk wegen eines unsäglichen Vorfalls vor vier Jahren aus Rubin verbannen müssen. Und nun hetzte der Vater seinen Blutsbruder hinterher.

Unerwartet zuckte der König zusammen, als er entfernt Eisengestänge rumpeln hörte, ein Geräusch, das nicht zu dem kriegerischen Stahlrasseln in seinem Geiste passte, wo sich Rüstungen an Rüstungen schoben und von Schwertern durchbohrt wurden. Luci Diamond spürte einen kalten Hauch auf seiner Stirn, obwohl draußen in Darkonar die Abendsonne noch immer warm auf die Dächer schien. Er öffnete seine Lider. Das dunkle Blutrot seiner Gedanken verblasste zu schimmerndem Blassrosa der Quarzstufen, die von seiner Thronempore aus in die Kathedralhalle hineinschwangen. Er blinzelte. Dann erkannte er Schemen von hohen Fenstern, die in düsteres Eisenwerk gefasst waren, das so gar nicht dem anmutigen Geschmack der Elfen entsprach. Sein Blick streifte eine Reihe schlanker Quarzsäulen, die dem Saal zumindest einen Hauch elfenhafter Kunst

verliehen. An der gegenüberliegenden Seite seiner Empore verharrten seine Adleryugen auf einem mächtigen Eisentor. Zwei Wachen der Balmoralschen Leibgarde schoben mühevoll einen der hohen Flügel auf. Ein Krieger trat durch den so geschaffenen Spalt. In dieser Entfernung wirkte er wie ein Insekt. Erst nach und nach nahm er menschliche Gestalt an, als er mit wehendem Mantel über den Marmor schritt. Seine stahlgepanzerten Stiefel erzeugten einen unerbittlichen Rhythmus, der von den Sandsteinmauern widerhallte.

Am Fuße des Thrones blieb der Krieger stehen und kniete nieder. Noch bevor das metallische Hallen verstummt war, begrüßte er seinen Herrscher, der gleichzeitig sein Vater und Mentor war.

„Mein König“, sagte er mit bebender Stimme. Er keuchte. So schnell war er in den Thronsaal geeilt, nachdem ein Kurier des Königs ihm den Abmarschbefehl der Zweiten Rubinarmee überbracht hatte. Viele Wochen hatte Max mit seinem Ziehvater gestritten und ihn zu überzeugen versucht, den Krieg gegen Norwar nicht zu führen. Und bis zuletzt hatte er geglaubt, dass ihm das gelingen könne. Dieser Krieg war Wahnsinn! Wütend verlangte er nun eine Erklärung von Luci Diamond.

„Warlord Mordokhai. Gerade wollte ich nach euch rufen lassen.“ Ein schuldbehaftetes Lächeln zauberte Anmut auf das Antlitz des Hochelfen, als er seinen Ziehsohn betrachtete: Maximilian (Mordokhai) Falkon Fauchard. Jugendlicher Tatendrang sprühte aus den eisblauen Augen des Kriegers, in denen auch Kaltblütigkeit und -gegenwärtig- tiefe Wut verborgen lag. In wirren Strähnen wallte sein sonnengebleichtes Haar über den Stahlkragen seiner Rüstung, die auf Hochglanz poliert war und silbern glänzte. An seinem Rücken fiel ein nachtblau gemasertes Nerz hinunter. Ein Bastardschwert ruhte an seiner Linken, in einer Scheide aus gepresstem Platinum. Es war eine wundervolle, schlichte Klinge, wie sein Feldharnisch aus sternengehärtetem Diamantstahl geschmiedet und mit hochgradiger Zauberkraft versehen. Das magische Schwert schnitt Granit mit einem satten, schlüpfenden Klang wie das Fruchtfleisch eines Apfels. Die Klinge mündete in einen langen Griff, der es Max erlaubte, sie wahlweise mit einer oder zwei Händen zu führen. *Throuwn* nannte er sein Bastardschwert, das er vor vier Jahren in dem Hort des Schwarzen Drachen Skaramang erbeutet hatte. In der alten Sprache seiner Urväter, in der Maximilian *Mordokhai* hieß, bedeutete *Throuwn* eine Mischung aus Trauer, Hass und gütigem Triumph.

Noch immer, vier Jahre nachdem Luci Diamond Hawk aus Rubin verbannt hatte, war es ein ungewohntes Gefühl, Max allein, ohne seinen ewigen Begleiter, ohne seinen Blutsbruder zu sehen. Und Luci dachte: *Ohne Hawk ist dieser Krieg unmöglich zu gewinnen. Und gegen Hawk erst recht. Nun steht dort mein Sohn vor mir, und ich muss ihn gegen seinen Bruder hetzen, der einst auch*

mein Sohn war. Warum zwingt das Schicksal mich stets gegen meine Freunde und lässt mich nicht in Einklang mit ihnen ziehen? Und warum muss ich diesem Schicksal folgen? Oder ist es wieder mein Gott, der üble Ränke schmiedet? Aber ich muss diesen Krieg führen. Ich muss.

Unbeirrbar warf Max den Blick zu seinem Herrscher hinauf. Er ahnte, warum er ein wenig abwesend schien. Und diese Ahnung schürte seinen Zorn.

„Verzeiht, mein König, aber ich sehne genau wie ihr den Zeitpunkt herbei, an dem ihr selber bestimmen mögt, wann die Erinnerung an eure größte Sünde von euch Besitz ergreift und wann nicht“, sagte Max in Anspielung auf Lucis Mord an Thor. Herausfordernd legte er seinen Kopf in den Nacken, straffte seine Schultern und wartete, bis der König ihn aufforderte, auf den Quarzstufen näher zu treten.

„Allzu gern würde ich von diesen Gedanken verschont. Allzu gern hätte ich diese Greueltat niemals begangen. Aber Sünde ist wohl das falsche Wort“, entgegnete Luci Diamond, „ich habe genau das getan, was mein Gott Corellon Larethian mir aufgetragen hat, wozu er mich zwang. Ich kann nur hoffen, dass es ein noch höheres Wesen gibt. Eine Allmacht, vor der sich selbst die kindischen Götter verantworten müssen. Eine Macht, die das Universum nicht als ihr bloßes Spielbrett betrachtet, auf dem sie Menschen wie uns als Spielfiguren hin und her schiebt und dabei nicht einmal erkennt, dass sie selbst zu Sklaven ihres *eigenen* Spiels geworden ist!“

Dass ihr Gespräch auf die Götter fiel, schürte Max' Unmut. Als Blasphem glaubte er nicht an die Götter. Aber in jüngster Zeit beschlichen ihn Zweifel. Er spürte, dass die Welt sich veränderte. Und das machte ihm Angst.

„In Anbetracht ihres Schweigens sind die Götter allzu gegenwärtig für meinen Geschmack. Aber diese höhere Macht interessiert mich. Was meint ihr damit? Wollt ihr andeuten, dass es Kräfte gibt, die noch stärker sind als die allmächtigen Götter? Und haben euch diese Kräfte womöglich zu der Entscheidung getrieben, diesen Krieg zu beginnen?“

Luci Diamonds fein geformten Finger führen abwesend über die mit Rubinsamt bezogene Armlehne seines Thrones. *Bewundernswert, wie er seine Erregung im Zaume hält*, dachte er über seinen Feldherren. *Er hat viel gelernt in den letzten Jahren*. Der Blick des Elfen blieb an einem der ausgeblichenen Wandgemälde hängen, das eine vergessene Götterschlacht darbot. Was Luci Diamond nicht wusste: Die olympischen Götter um Zeus vertrieben dort den Titanherrscher Kronos nach Tartarus, einer tiefer gelegenen Schicht des Olymp. Ähnlich monumental erschien ihm der Krieg, den er gerade vorbereitete, gegen den Willen sämtlicher seiner Berater.

„Die höhere Macht interessiert euch?“, begann Luci Diamond und ließ seine Augen einen Moment sprechen, die Max eindringlich fixierten. „Es existieren Kräfte, die halten sich Götter als Sklaven!“ Seine Augen funkelten wild, als er fortfuhr. „Aber ob sie mich in diesen Krieg treiben? Ich weiß es nicht. Ich vermute nur, dass die Götter ihre Herren ähnlich verfluchen wie ihr mich gerade.“

„Dann will ich hoffen, dass die höhere Macht, der sich die Götter verantworten müssen, eine weniger tollkühne ist, als die, der ich mich verantworten muss.“

Tollkühn nennt er mich in seinem ironischen Scharfsinn?, schmunzelte Luci in Gedanken. *Recht hat er!*

„Wir alle sind getriebene der Macht. Es ist Ithakas Wille, dass wir Macht erlangen! Auch ihr, mein wohlgeratener Sohn, könnt euch dem nicht entziehen.“

„Wie lange schon ist Ithaka von diesem Übel geknechtet“, nickte Max.

„Ein Übel nennt ihr das Streben nach Macht? Dass ihr ihm trotzdem nachgeht, sollte euch eure Position zu den Göttern überdenken lassen. Seid ihr tatsächlich Herr eures eigenen Willens? Warum folgt ihr dann einem Übel?“

Max schwieg, da er die Antwort nicht kannte. Oft schon hatte er sich gefragt, warum er tat, was er tat. Und immer hatte er sich auch vor der Antwort gefürchtet.

Nachdenklich wandte sich der König wieder den irdischen Dingen zu. „Vor wenigen Stunden habe ich dem Sprecher meiner Generalität Darn Sinclair befohlen, die Zweite Rubinarmee gen Norwar in Marsch zu setzen. Und glaubt mir: Ich weiß allzu gut, welche Gedanken euch quälen. Ich kenne das Gefühl, gegen einen Freund in den Krieg ziehen zu müssen. Aber Hawk ist ein Verräter! Er ist ein abtrünniger Sohn!“ Unruhig verlagerte Luci Diamond sein Gewicht auf die andere Seite des Thrones. Die Erregung, die der Name Hawk in dem Hochelfen hervorrief, entlarvte ihn seines schlechten Gewissens. „Ich kann nicht verstehen, warum ihr eure kindische Blutsbande mit ihm über das Verbrechen stellt, achtzigtausend *meiner* Soldaten ermordet zu haben!? Hawk hat achtzigtausend Männer auf dem Gewissen!“

Max' Kehle schnürte sich zusammen, gleichzeitig wollte sein Herz zerreißen. Schließlich war alles ganz anders. *Er* hatte das Kok-Massaker zu verantworten, das achtzigtausend Leben gekostet hatte. Vor vier Jahren hatte Luci Diamond Hawk wegen des Kok-Massakers aus Rubin vertrieben, das Max verursacht hatte. *Ich habe Hawk geschworen*, dachte Max schauernd, *dass niemals ein rubiner Soldat seinen Fuß nach Taurus setzen wird*. Er erinnerte sich noch genau an die Worte, die er Hawk damals auf dem Landsitz der el-Layschas gelobt hatte. *Niemals wird ein Rubinsoldat dein Land betreten. Dies gelobe ich dir, bei unserem Blut.*

Max wartete schweigend, ob sein König weitere Worte an ihn richten wollte. Doch da dies anscheinend nicht der Fall war, begann nun er zu sprechen. Die Mühe, seine innere Unruhe zu bändigen, war ihm deutlich anzumerken.

„Ich weiß, ihr versteht meinen Zorn. Aber abgesehen von der drohenden Aussicht, mit Hawk auf dem Schlachtfeld zusammenzutreffen ... mich treibt noch etwas ganz anderes um. Ihr gedenkt, ein atlantisches Königreich zu überfallen? Ihr wollt einen atlantischen, ach was rede ich, *den* atlantischen König angreifen, den Sohn der ehrwürdigen Kaiserin persönlich?“

Allein der Gedanke brachte Max in Rage. Seine Worte hallten nun unerbittlicher in der Thronhalle wider. „König Alexandar von Norwar verfügt zusammen mit seinen Lords über zwölf atlantische Dornzithan-Divisionen! Fast eine halbe Millionen Krieger. Eine atlantische Flotte von tausend hochgerüsteten Schwanenkreuzern liegt in der Großen Bucht vor Anker! Und euer ehemaliger Herrscher, der Kaiser von Mauront, naht mit einer Invasionsarmada von fünftausend Kriegsschiffen! Und ihr setzt lächerliche drei Armeen in Bewegung gegen imperiale Millionenheere?“

Mit dem letzten Satz brüllte Max all seinen aufgestauten Frust heraus. Dann holte er einmal tief Luft und beruhigte sich wieder. „Mehr als zehn Jahre diente ich der Rubinarmee und führte euer Land an die Macht. Und nun setzt ihr alles aufs Spiel wie ein Hasardeur, dem sein Leben unwichtig ist. Bis heute wurden eure Taten mit den Eigenschaften tollkühn, wahnwitzig oder närrisch beschrieben. Vielleicht beschreibt es der Ausdruck närrisch am besten. Bis jetzt habt ihr euch der Welt allerdings als recht erfolgreicher Narr präsentiert als ein gewitzter und kluger Narr. Einige Speichellecker bezeichnen euch sogar als genialen Narren. Doch nun“, schloss Max, „Dieser Krieg macht aus euch einen dummen Narren.“

Die Worte prallten an Luci Diamonds Schädel wie Felsbrocken. Zu derart heftigen Auseinandersetzungen war es bisher selten gekommen. Sicher waren sie schon oft aneinander geraten, hatten ihre unterschiedlichen Auffassungen über Kriegsstrategien vorgetragen oder über Fragen der Führung, Ausbildung und Finanzierung diskutiert. Auch wurde Max nicht müde, vor den Risiken zu warnen, die der Ausruf der Unabhängigkeit von Mauront noch immer barg. Noch heute, ein Jahr später, zweifelte der Krieger an der Weisheit dieser Entscheidung. Und oft genug hatten sie auch erzieherische Dispute zwischen Vater und Sohn mit den Waffen emotionaler, widersinniger Argumentation ausgefochten. Wehmütig sehnte sich Max nach der Phase ihres Sturmes und Dranges zurück, in der Luci es schwer hatte, gegen ein Bollwerk aus hawk- und max'schem Eigensinn anzureden. Damals konnte Max sich noch auf Hawks Schultern stützen. Aber seit seiner Verbannung fiel es Max zunehmend schwerer, sich gegen seinen Mentor durchzusetzen.

„Warlord Mordokhai“, begann nun der Rubinkönig, „Ich nehme eure Worte zu Kenntnis und beneide die Götter nicht um das Wehklagen, das sie sich von den Sterblichen anhören müssen. Einen dummen Narren nennt ihr mich? Nun gut. Ich betrachte dies als Urteil eines Mannes, dem es an strategischer Weitsicht mangelt. Oder zieht ihr es vor zu warten, bis eine maurontische Armada an *Rubins* Küste landet? So wird es in jedem Falle geschehen, wenn wir diesem Krieg tatenlos zusehen. Wenn Kaiser Taicon von Mauront in Norwar verliert, wird er als nächstes uns angreifen. Und wenn er gewinnt erst recht. Wie haben gar keine andere Wahl, als Norwar selber zu erobern! Erst bei der Größe, die wir dann erlangt haben, können wir Mauront noch eine Zeitlang die Stirn zu bieten. Ihr habt ja oft genug darauf hingewiesen, Warlord, dass Mauront seine abtrünnige Provinz Rubin in sein Reich wieder integrieren möchte. Mein Reich ist in einer Situation, in der es diesen Krieg führen muss, auch wenn er nicht zu gewinnen ist. Aber hat nicht Rubin schon zu viele Schlachten gewonnen, die nicht zu gewinnen waren?“

Luci unterbrach seinen Wortschwall um neuen Atem zu schöpfen. „Außerdem bevorzuge ich, als Angreifer unterzugehen und nicht als Verteidiger. Dass ihr meine Meinung nicht teilt? Nun, was soll ich daraus schließen? Als Warlord obliegt euch die Aufgabe, die Kriege zu gewinnen, die ich befehle. Und in den vergangenen vier Jahren eurer Zeit als Oberbefehlshaber der Rubinarmee habt ihr wahrlich triumphale Siege errungen: Felsenheimat, Ethruagin-Clans, Kalamai-Steppen, Ethengarrh-Khanate, die Königreiche West- und Ostland, die Gilden von Monruth, die Liste eurer und unserer Siege ist endlos und glanzvoll. Habt ihr jemals einen Krieg verloren? Nein. Eine Schlacht höchstens. Ihr seid wahrlich ein begnadeter, junger Feldherr Warlord Mordokhai. In euch brodeln ein beachtliches Potenzial, das euch zu einem berühmten Feldherren machen könnte, nicht nur auf dem Kautaron-Kontinent, sondern auf ganz Ithaka. Nun wird sich zeigen, ob ihr willens und fähig seid, dem Kodex, den ihr mir geleistet habt, zu folgen. Seid ihr Willens, nicht nur Siege mit mir zu erringen und Ruhm zu ernten, sondern mir auch in den Untergang zu folgen?“

Max erinnerte sich an das Gebot der Loyalität. *Ich bleibe meinem Herrscher treu bis in den Tod*. Wie hätte Max ahnen können, dass dieses Gelübde sich nicht mehr mit seinem Blutschwur in Einklang bringen ließ, den er Hawk gegenüber geleistet hatte?

„Nein“, fuhr Luci fort, „die Überlegenheit des Feindes ist nicht eure Sorge. Die Aussicht, Hawk auf dem Schlachtfeld anzutreffen, zermürbt euch.“

Max musste sich anstrengen, seinen tobenden Geist zu beherrschen. Schweiß glitzerte auf seiner Stirn. Ein tiefer Schmerz stieß durch sein Herz, das zerreißen wollte zwischen der Loyalität zu seinem Mentor und der innigen Verbundenheit zu seinem Blutsbruder Hawk, gegen den er nun die Rubinarmee führen sollte! Zeit

seines Lebens war er sich immer sicher gewesen, Hawk niemals verraten zu können. Aber Luci Diamonds Charisma, die Aura des Rubinkönigs schienen fast magischer Natur. Max fühlte sich wie verzaubert, als hinderte ihn eine magische Barriere in seinem Geist, Luci Diamond zu widersprechen. Außerdem wollte er seine Sünde im Kok-Tal sühnen, indem er Luci Diamonds Wort nie mehr bezweifelte. Doch der Weg der Sühne führte Max über eine neue Sünde, den Verrat an seinem Bruder.

Resignierend senkte Max seinen Blick, als er sich dem Gebot der Treue fügte, und gab seinen Widerstand auf. „Ich kenne euch nun schon seit vielen Jahren“, fuhr er fort. „Ihr ersetzt meinen Vater. Mehr noch, ihr seid mein Mentor, der Schmied meines noch jungen Lebens. Und ich bin mir bewusst: Der Stahl kann seinen Schmied nur schwerlich beeinflussen. Er kann sich sträuben und winden, doch letztlich ist der Schmied stärker. Oder beide zerbrechen aneinander. Wenn ihr diesen Krieg führen wollt, werde ich ihn für euch gewinnen!“ *Für euch, mein Vater*, fügte er gedanklich hinzu.

„Dann habt ihr wohl entschieden, dass der Narr dümmer ist als der Narr, der ihm folgt“, sagte Luci.

Max schloss die Augen und atmete tief durch. Er konnte einen wirklich zur Weißglut treiben, dieser Hochelf aus Shalasarth. Er drehte das Messer einmal mehr in der Wunde als alle anderen. *Aber es ist nur ein Test. Er will mich provozieren. Ich muss mich unter Kontrolle behalten und meine Disziplin wahren.* Diese Gedanken beruhigten Max wieder.

„Wie oft schon seid ihr mir gefolgt, obwohl ihr meine Meinung nicht geteilt habt?“

„Unzählige Male“, räumte Max ein.

„Und wie oft habe ich am Ende Recht behalten?“

„Immer.“

Luci ließ die Konsequenz dieser Erkenntnis einige Augenblicke des Schweigens wirken.

„Aber habt ihr mich nicht gelehrt, dass man nichts induktiv schlussfolgern darf, da man sonst nicht flexibel auf unerwartete Dinge reagieren kann? Dass die Sonne jeden Tag aufgeht, bedeute nicht, dass es nicht auch einen Tag ohne Sonne geben könne. Predigt ihr nicht, jeden Tag neu zu beginnen ohne etwas zu erwarten? Wieso sollte es sich bei euren Entscheidungen anders verhalten? Dass sie sich in der Vergangenheit als richtig herausgestellt haben, ist kein Beweis, dass ihr auch künftig richtig entscheiden werdet! Oder wolltet ihr behaupten, dass eure Unfehlbarkeit eine gewichtigere Konstante in der Welt darstellt als der Rundgang der Sonne?“

„Euer Verstand ist messerscharf“, nickte der König. „Aber vergesst die Dinge nicht, die ich euch über das Vertrauen lehrte. Wenn die Sonne am Horizont verschwindet und uns in Dunkelheit taucht, hinterlässt sie uns ihr Versprechen, dass sie morgen wiederkommt. Vertraut ihr der Sonne nicht?“

Erschöpft von solch unwidersprechbarer Argumentation nickte Max. Und Luci Diamond genoss den Sieg ihres argumentativen Kampfes. Luci Diamond wollte gewinnen, mit welchen Waffen auch immer.

„Ich will eurer Loyalität vertrauen“, sagte der König nun ernst. Er nahm ein Pergament zur Hand, erhob sich von seinem Thron und schritt die Quarztreppe hinab.

Für einen Elfen war er hoch gewachsen, fast so groß wie ein Mensch, dabei sehr schlank. Unter dem dünn geschmiedeten Elfenstahl seiner Rüstung bewegten sich kräftige Muskeln. Ein rubinroter Samtumfang bedeckte seinen Rücken. Der Hochelf aus Shalasarrh wirkte kaum älter als ein jugendlicher, menschlicher Mann. Seine gebräunte Haut spannte sich faltenlos über die Konturen seines Gesichtes mit den spitz zulaufenden Ohren und den schräg gewachsenen, onyxdunklen Augen. Sie hatten schon vieles gesehen, diese Augen: Beinahe ein Jahrhundert nun hatte Luci Diamond als Abenteurer und als Regent fremde Länder bereist, grausame Drachen erlegt und Herrscher von ihren Thronen gestoßen. Und noch immer strahlte er unsterbliche Jugend aus.

Max hingegen, kaum dreißig Jahre alt, sah schon reifer aus als sein Vater. Erste Linienstriche zeichneten sich auf seine Stirn und um seinen Mund, während noch kein Kratzer Luci Diamonds Haut durchschnitt. Die Diskrepanz zwischen Luci Diamonds Alter und seinem Aussehen verwirrte Max stets aufs neue. Sie ängstigte ihn auch, da sie dem Rubinkönig etwas Gotthaftes verlieh. Max konnte den Neid wohl nachvollziehen, den Menschen, Zwerge und all die vielen anderen humanoiden Rassen Ithakas gegen die Elfen hegten. Vor allem gegen das stolze Geschlecht der Hochelfen aus Shalasarrh.

Luci ließ sich nieder und forderte seinen Feldherrn auf, sich ebenfalls zu setzen. Er legte seinen Arm um Max' Schulter.

„Du bist mein Sohn, Max“, begann er nun vom Vater zum Sohn zu sprechen. „Ich liebe dich wie mein eigenes Blut. Du bist mein Erbe. Und ich möchte nicht noch einen Sohn verlieren. Ich habe alles verloren in meinem Leben. Meine Familie. Meine Gefährten. Mit Hawk schon einen Sohn. Und jetzt dich? Ich habe einen hohen Preis bezahlt für meine Macht. Und ich habe dich niemals enttäuscht. Ich *muss* diesen Krieg führen. Verschiedene Entwicklungen zwingen mich dazu, die ich dir nicht erklären kann, nicht erklären *darf*. Und selbst wenn, würdest du mir nicht glauben. Du würdest es nicht verstehen. Niemand würde es verstehen. Niemand kann begreifen, wozu mich das Schicksal zwingt. Wir dürfen nicht

zulassen, dass uns eine Höhere Macht entzweit. Sie kann uns zu einigem nötigen. Aber sie kann uns nicht auseinanderreißen, wenn wir ihr als Bollwerk gemeinsam trotzen“, beschwor Luci seinen Sohn. „Und eines sage ich dir, Max. Wir werden diesen Krieg gewinnen. Ich *weiss*, dass wir ihn gewinnen werden. Auch wenn es in aller Augen unmöglich scheint. Warum kannst Du mir nicht vertrauen?“

Max nickte. Schon einmal hatte er seinem Vater nicht folgen wollen, während des Kok-Massakers. Er hatte gemeint, es besser zu wissen, wie jetzt auch. Und hatte er nicht damals geschworen, Lucis Entscheidungen niemals wieder in Frage zu stellen?

„Fehler sind nur aus einem einzigen Grund entschuldbar“, sagte Max vieldeutig, „wenn man aus ihnen lernt. Das lehrtest du uns einst. Hawk und mir.“ *Und so muss ich aus meinem Fehler beim Kok-Massaker lernen*, mahnte sich Max in Gedanken. „Ich werde dir immer vertrauen, Vater.“

Luci Diamond stand auf. „Glaube mir, dieser Pfad ist der richtige. Er wird dich zu ungeahnter Macht führen. Lass dich nicht abbringen von ihm, wie einst Hawk.“ Nun nahm er wieder die Rolle des Königs an.

„Diese Schriftrolle ist gestern hier eingetroffen“. Luci reichte das Pergament seinem Feldherrn. Max zögerte, als er das Papier mit dem königlichen Wasserzeichen fühlte, einem Spiralhorn des Ki-Rin. Er erkannte das gebrochene Siegel aus Atlantis, ein in Gold gegossenen Blitz. Ohne den Inhalt zu kennen, traf ihn die Gewissheit wie ein Schlag, dass mit diesem Schreiben der Krieg begann. Der Gedanke, auf dem Schlachtfeld gegen Hawk antreten zu müssen, würgte seine Kehle. Ein Frösteln schüttelte ihn. Unbehaglich rollte er das Blatt auseinander.

„Meint ihr, Hoheit, dieser Krieg, den wir nun führen werden, entspricht dem Willen eures Gottes?“, fragte Max, bevor er die Zeilen eingehender studierte. Er zögerte eine Weile nachdenklich. Götter hatten bisher nie für ihn existiert. Aber nun war er sich nicht mehr sicher. Irgendein unbestimmbares Gefühl stellte seine Blasphemie in Frage. Er konnte es sich nicht erklären. „Ihr müsst den Krieg führen. Ist dies euer Schicksal?“

„Ich fürchte schon“, antwortete Luci und dachte *zweifelt der Blaspheme? Beginnt er doch noch, an die Götter zu glauben? Ich würde mich für ihn freuen. Die Lords der Höheren Welten sind mächtig. Wer ihr Spiel akzeptiert, kann unsterblich werden.*

„Und ihr könnt diesen Krieg nicht verhindern? Könntet auf diese Weise nicht dem Schicksal entrinnen, dem Willen der Höheren Macht?“

„Nein“, belehrte ihn Luci und fuhr anschließend mit ruhiger Stimme fort. „Ihr meint wohl, mein Gott, an den ihr nicht glaubt, treibt mich in diesen Krieg? Wenn es nur das wäre. Nein, Mordokhai. Hier sind andere Mächte am Werk. Wenn ich

den Krieg nicht führe, dann wäre gerade *dies* ihr Wille. Nennt es Schicksal. All mein Handeln ist sein Wille, unerheblich, *was* ich tue.“

„Eine bemitleidenswerte und verwirrende Ansicht, die mich nicht zufrieden stellt“, entgegnete Max. „Seid ihr sicher, dass es sich so verhält? Es handelt sich ja wohl um eine recht aussichtslose und pessimistische Sicht der Dinge, wenn all das, was ihr tut, nicht eurem Willen entspricht.“

„Ich bin mir ganz und gar nicht sicher. Aber diese Sichtweise erleichtert es mir, nicht weiter über das Schicksal und den Willen der Götter nachdenken zu müssen. Beides knechtet mich schon genug.“

Max seufzte. Wieder waren sie bei den Göttern angelangt, obwohl ganz andere Probleme drängten. Dies war Ithakas Fluch: dass sich alles um die Götter und ihr Schweigen drehte. Mit unruhigen Augen huschte er über die schwarzen Tintenstriche des Pergamentes.

„König Alexandar von Norwar lädt uns zum Ehrenfeste der Schweigenden Götter“, erklärte ihm Luci. „Ihr werdet Rubin vertreten.“

Max nickte. Er verstand gut, warum Luci Diamond nicht persönlich am Hofe jenes Reiches erscheinen wollte, gegen das er zu dieser Zeit rüstete. Doch verdammt er seinen Herrscher abermals. Nun auch Hinterlist; welche Eigenschaft missbrauchte er nicht für sein Streben nach Macht? Luci griff den metallumfassten Arm seines Warlords, als ahne er dessen Gedanken.

„Ich nehme an, König Alexandar von Norwar wird versuchen, Rubin als Verbündeten gegen Mauront zu gewinnen. Erklärt ihm: Wir verhalten uns neutral, und unser Truppenaufmarsch an der Nordgrenze dient einzig unserer Verteidigung. Wir müssen nichts verbergen. Er wird keinen Verdacht schöpfen, da er in Rubin keine Gefahr sieht. Auch Mauront würde niemals einen Einmarsch Rubins erwägen. Beide werden eher mitleidig mit ansehen, wie wir uns rüsten gegen die Winde eines imperialen Sturmes. Aber sie unterschätzen unseren fanatischen Willen, missachten unsere tief verwurzelte Entschlusskraft und erkennen unsere Bereitschaft nicht, alles zu opfern, auch unser Leben. Sorgt dafür, dass König Alexandar von Norwar uns vertraut. Die Chancen, einen Krieg zu gewinnen stehen besser, wenn man seinen Freund angreift und nicht seinen Feind.“

„Mein König...“, Max beendete den Satz nicht, denn seine Gedanken schweiften zu Hawk ab. *Besser einen Freund angreifen*, dachte er. *Bedeutet dies, man müsse der Macht alles opfern. Auch seine Freunde?*

Luci lächelte selbstsicher, als er den zweifelnden Gesichtsausdruck seines Warlords sah. Wie ein Geier kreiste der junge Hochelf über dem Machtgefüge zwischen Atlantis und Mauront und wartete, bis es zusammenbrach und er lediglich die Reste mit seinen Armeen aufzupicken brauchte. Luci Diamond war

ein Aasfresser des Krieges. Er griff sich, was andere auf den Schlachtfeldern hinterließen. Er schlug zu, wenn andere am Tiefpunkt ihrer Kraft angelangt waren.

Max reichte Luci das Pergament zurück. „Ich habe nun noch einiges zu erledigen, bevor ich nach Norwar aufbreche.“

Nach einer steifen Verbeugung wandte er sich ab, durchquerte den Saal bis zum Ausgang und ließ den Rubinkönig allein auf seinem Thron zurück. „Mordokhai“, rief er ihm nach, als Max schon kaum mehr erkennbar das Portal an der gegenüberliegenden Seite erreicht hatte. „Vertrauen sind die Bande, die uns alle zusammenhalten.“

Max hielt kurz inne, blickte sich jedoch nicht mehr um. Dann trat er durch die Torflügel hinaus, die von zwei Balmoral-Gardisten sofort wieder hinter ihm geschlossen wurden.

Luci Diamond setzte sich auf eine der unteren Quarzstufen, stellte einen Ellenbogen auf das Knie und stützte sein spitzes Kinn auf die Faust. Er haderte. Seine alten Gefährten waren alle tot, mehr oder weniger durch sein eigenes Verschulden. Mit Max und Hawk hatten sich ihm zwei Söhne angeschlossen, von denen er einen bereits wieder verloren hatte. Nun hetzte er den zweiten hinterher. War das der Fluch des Luci Diamond, dass er jeden in den Untergang riss, der sich ihm anschloss? *Ich muss Hawk töten, überlegte Luci, um Max zu retten. Wie viel Kraft es mich wohl kosten wird, Max vor mir zu bewahren?*

Max eilte derweil durch die Fluchten des Kathedralpalastes über Marmor hinweg, passierte opulente Wandgemälde und huschte an kristallinen Statuen vorbei. Zu dieser späten Abendstunde traf er nur wenige Bedienstete des rubinischen Herrschersitzes. Ein paar Wachen kreuzten seinen Weg und salutierten pflichtschuldig, doch sie rauschten bloß an ihm vorüber wie Herbstlaub im Sturmeswind wehte.

Er trabte einige der weit geschwungenen Quarztreppen hinunter, trat nach draußen, durchquerte die nachtlauende Wärme eines Innenhofes, um dann wieder in die kühle Luft zwischen den Sandsteinmauern einzutauchen. Irgendwie spürte Max, dass die Zeiten des jugendlichen Draufgängertums vorüber waren. Der Ernst der Macht prägte sein Leben zusehends.

Bald erreichte er den Warlord-Trakt in einem anderen Palastflügel. Vor einem eisenbeschlagenen Tor hielt er inne. Die beiden Wachen schlugen die Absätze aneinander und salutierten stramm, als ihr Befehlshaber nahte. Sie entriegelten das Tor und gewährten Max Einlass in sein privates Reich. Dort suchte er seine Waffenkammer auf. Hastig griff er Helm und Schild von einem Eisenregal, legte sich einen samtene Übermantel auf seinen nachtblauen Nerz und kam erst zur Ruhe, als er eine Silberkette mit einem Edelstein vom Haken nahm.

Ehrfürchtig legte er sich die Kette um den Hals und rieb zärtlich über den heißen Saphir, bis er im Innern unruhig aufflackerte. Das Flackern bedeutete zweierlei: Erstens war dies ein Zeichen, dass sein Roter Drache Sunscry noch lebte. Zweitens hatte er Max' Ruf erhört, was nicht immer vorkam. Sunscry war, wie alle Drachen, ein überaus eitles, eigensinniges und sensibles Wesen. Max war es erst vor wenigen Monaten gelungen, Sunscry in einem hartem Kampf zu besiegen. Als er Throuwn damals an die pochende Ader seiner Kehle setzte, stach er nicht zu. Er spürte das Lavablut schneller pulsieren, als der Drache dem Tode gebrochen in die Augen blickte. Aber Max hatte ihn damals verschont und ihm sein Leben gelassen. Sunscry dankte ihm, indem er dem Krieger seine Hilfe anbot, wenn er dieser bedurfte. Doch Geschäfte mit Drachen abzuschließen, war stets ein heikles Unterfangen. So auch in diesem Fall, denn schließlich bestimmte Sunscry, ob Max' Ansinnen hilfsbedürftig war oder nicht.

Heute Abend jedenfalls glomm der Saphir, die Träne der Sonne. Sunscry würde also kommen. *Ich werde ihn reiten*, dachte Max und genoss die erregende Furcht. *Einen Wurm. Einen Roten. Einen Draco Conflagratio Horribilis*. Er verließ seine Gemächer, eilte hinaus in den Burghof zu den Stallungen, die in schweigender Finsternis ausharrten. Ein dösender Stallbursche sprang auf die Beine, als ihn Schritte von stahlgepanzerten Stiefeln aus seinen Träumen rissen.

„Mylord!“, rief er erschrocken, griff geschwind die Zügel eines aufgezügten Rosses und reichte sie Max. „Danke Junge.“

Der Warlord schwang sich in den Ledersattel und gab dem Pferd die Sporen. Das helle Klappern der Hufeisen zerriss die Stille der Nacht, als er über den kopfsteingepflasterten Burgplatz nach Darkonar hinausritt. Der Stalljunge schaute Max noch lange hinterher. *Was für ein Krieger*, dachte er bewundernd. *Wo er wohl hinreitet zu so später Nacht?* Der Junge seufzte. *Wie gern wäre ich solch ein berühmter Held*.

Max preschte die breite Hauptstraße hinunter. Mittlerweile war Sicos, der einzige Mond Ithakas, weit über seinen Zenit hinausgewandert und hinterließ eine angenehm nächtliche Wärme. Einige Menschen stoben noch mit wehendem Seidentuch auseinander, als Max an ihnen vorüberritt. Sofort rotteten sie sich zu kleinen Grüppchen zusammen und begannen zu tuscheln. *Warum reitet der Warlord zu so später Nacht allein?* Worte wie *Krieg* oder *Rubinkönig* fielen. Auch die Namen *Norwar*, *Atlantis* und *Mauront* waren zu hören.

In den Außenbezirken der Stadt wurde es leerer. Er passierte die Wachen der Stadtwehr und galoppierte einige Meilen über die still unter Mond Sicos daliegenden Wiesen und Dörfer. Auf einem abgelegenen Acker weit außerhalb der Stadt zügelte er irgendwann seinen Hengst und stieg ab. Er schaute sich um.

„Suncry?“, rief er in das Nachtdunkel. Er erschrak, als der Rote Drache direkt neben ihm materialisierte. Der Geruch von Schwefel und Phosphor fuhr mit einem heißen Luftschwall in sein Gesicht. Die Muttererde zischte, als die glühenden Krallen des Drachens die Feuchtigkeit verdampften. Der Hengst bäumte sich panisch wiehernd auf, da schoss das Drachenmaul heran, schnappte zu und zerriss das Pferd mit einem Biss. Grausam beäugte Suncry seinen Bezwinger mit bluttriefenden Lefzen. Am liebsten würde er Max auf der Stelle in seinem Feuerodem rösten. Aber er musste seinen Sieg akzeptieren *Wie wunderschön er ist*, dachte Max. *Und welche Angst er mir noch immer einflößt, obwohl ich ihn schon einmal besiegt habe. Aber ich darf ihm meine Furcht nicht zeigen. Ich werde ihm jeden Tag aufs Neue beweisen müssen, dass ich würdig bin, ihn zu reiten. Ich könnte es viel leichter haben. Aber nein. Was für ein Ungeheuer!*

Drachen waren Ithakas Stolz. Lange hatten sie sich mit irdischen Dingen beschäftigt, hatten gewaltige Kriege ausgefochten mit Drachenarmeen, die die Sonne verdunkelten und die Nächte nicht enden ließen. In den letzten Jahrtausenden allerdings hatten sie sich immer mehr auf sich besonnen und die Entwicklungen und Konflikte der ithakischen Völker eher beobachtet denn manipuliert. Sie hatten sich entfremdet und waren den Schweigenden Göttern näher gekommen.

„Ihr habt mich gerufen, Krieger!“, Suncry benutzte den Namen seines Bezwingers nie, sondern nannte ihn stets *Krieger*.

Wieder stellte Max fest, wie riesig Suncry war. Wenn er nach oben blickte, sah er das nach hinten knickende Kniegelenk eine Manneslänge über ihm. In weiter Ferne wühlte der lange Schwanz durch die Erde. Und Max dachte: *Ein Peitschenschlag mit diesem Schwanz bringt Burgmauern zum Einsturz. Suncry allein war fähig eine ganze Stadt zu vernichten! Bewiesen hatte er es oft genug*. Max zwang sich, die untertänige Drachenfurcht niederzukämpfen, die ihn übermannen wollte, da sah er die Erde unter der Suncrys Klauen schmelzen und Blasen schlagen. Max fühlte sich schwach, als unbedeutend unvollkommene Schöpfung.

„Bringe mich nach Eisenburg.“

Suncry nickte kurz und senkte seinen wunderschön böartigen Kopf, damit Max seinen Nacken erklimmen konnte. Der Kämpfer fühlte das Lavablut unter der rotgeschuppten Haut pochen und die titanharten Muskeln sich spannen, die so geschmeidig waren wie die eines Panthers. Auf einem bequemen, eigens für ihn gefertigtem Sattel aus goldenem Drachenleder, ließ sich Max nieder. Er befestigte seinen Schild und nahm die beiden Stahlzügel in die Hand. „Nun Suncry!“, rief er ehrfürchtig, „lass uns fliegen.“

Der Drache stieß sich einige Male mit seinen Schenkeln ab, breitete die gewaltigen Schwingen aus und kreischte einmal kurz und durchdringend auf, als er abhob. Es war ein markerschütternder Schrei, der noch lange über dem Land ausklang und in dem Leiden und Grausamkeit mitschwang. Nach wenigen kraftvollen Flügelschlägen verschwand Sunscry mit seinem Reiter in dem Dunkel der Nacht. Und Max dachte: *Welch Finsternis mich doch umgibt, in meinem Leben und in meiner Seele.*